

François Rabelais : Resultate der neueren Forschung [Schluss]

Autor(en): **Walser, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **14 (1914)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-764051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FRANÇOIS RABELAIS

RESULTATE DER NEUERN FORSCHUNG

(Schluss)

All diese Keime gelangten in den zwei Jahren, die zwischen der Publikation des *Pantagruel* und des *Gargantua* liegen, zur höchsten und wahrhaft staunenswerten Entfaltung. Im *Gargantua* hat der Dichter unter der durchsichtigen Hülle seines Riesenromanes die Postulate des Humanismus, die persönlichen Freund- und Feindschaften und endlich sein innerste religiös-philosophisches Glaubensbekenntnis mit wundervoller Klarheit dargelegt. Wir dürfen ob diesen drei hervorragenden Punkten alle andern Episoden, von wie herrlicher Komik sie auch sein mögen (so der Raub der Glocken von Notre Dame) zurücktreten lassen. Das Buch führt uns eine Generation zurück: von Pantagruel zu dessen Großvater, dem guten König Grandgousier, dem sein Ehe-weib Gargamelle im Anfang des Buches den Sohn Gargantua bescheert. Dieser Grandgousier aber wohnt nicht mehr im fabelhaften Utopia, er haust — und dies ist eines der besten Resultate der neuen Forschung — auf dem alten Stammsitze der Rabelais auf der Devinière bei Chinon. Und wie aus den erhaltenen Erbteilungen sich ergibt, entsprechen die angeführten Festungen und Länder Grandgousiers Stück für Stück den Landgütern und Feudalrechten des Antoine Rabelais! Der junge Riese Gargantua empfängt nun zu Hause erst eine rein scholastische mit überwältigender Komik geschilderte Erziehung. Doch schließlich bemerkt der Vater, wie der Sprössling darob immer dümmer wird und als gar ein humanistisch gebildeter Knabe in einer zierlichen lateinischen Rede auftritt, da weiß der arme Gargantua nichts anderes zu tun, qu'il se print à plorer comme une vache et se cacheoit le visaige de son bonnet et ne fut possible de tirer de luy une parole non plus qu'un pet d'un asne mort. So wird der Scholasticus à tous les diables gesandt und das Königskind unter einem neuen humanistischen Lehrmeister nach Paris geschickt. Statt der scholastischen Methode: dem Studium der Kommentare zu wenigen klassischen Autoren und der damit aufs Engste verbundenen kirchlichen Frömmigkeit, dem endlosen Messenhören und Rosen-

kranzbeten wird nun ein wunderbares wissenschaftliches und religiöses Studienprogramm aufgestellt, in dem die körperlichen Übungen keine geringere Rolle spielen als die Lektüre der direkten Quellen des Altertums — das Reiten, Schwimmen, Turnen und bei schlechtem Wetter demokratisches Holzsägen und Heuladen stählen den Körper des Königssohnes nicht weniger als die antiken Texte und der eifrige Besuch der Werkstätten der Künstler und Handwerker seinen Geist formen und bilden. An die Stelle des vermittelnden Priesters aber treten das direkte Lesen des Evangeliums und kurze, selbstverfasste, aus dem Herzen kommende Gebete. Es ist also eine echt *humanistische* und zugleich eine echt *christliche* Erziehung. Doch aus dieser ersprießlichen Tätigkeit heraus wird Gargantua jählings heimberufen: Wegen einer Schlägerei zwischen Bauern Grandgousiers und seines Nachbarn des Königs Picrochole hatte dieser letztere den Krieg gegen Gargantuas Vater begonnen. Schon die alten Kommentatoren berichten, dass sich hinter dem zornmütigen Picrochole der wohlbekannte königliche Arzt Gaucher de Sainte Marthe verberge. Die moderne Forschung hat dies bestätigt, indem die beiderseitigen Königreiche genau den Besitzungen der Rabelais und der Sainte Marthe entsprechen. Ja noch mehr: den langjährigen freundschaftlichen Beziehungen beider Familien war gerade in den dreißiger Jahren durch einen wütenden Prozess ein Ende bereitet worden. Gaucher hatte nämlich die Loire bei Saumur durch einen Staketenzaun zugunsten seiner Fischerei gesperrt. Die flussabwärts gelegenen Gemeinden fühlten sich dadurch im Fischfang benachteiligt und an ihre Spitze trat der Advokat Antoine Rabelais. Die Hilfsvölker Grandgousiers in der schrecklichen *Guerre picrocholine* nun stammen gerade aus den geschädigten Dörfern an der Loire und die Hauptleute seiner Truppen tragen die Namen der prozessierenden Advokaten. So hatten schließlich die Sainte Marthe zum Schaden — denn sie verloren den Prozess — noch den Spott. Und wie sehr sie Rabelais' Hohn kränkte beweist der Umstand, dass noch 15 Jahre später der schärfste Angriff gegen Meister François nicht etwa von der Sorbonne oder sonst irgend einem Dunkelmann kam, sondern von einem Vollhumanisten und überdies einem überzeugten Protestanten, dem Dichter Charles de Sainte Marthe, dem Sohne des alten Gaucher!

Was das religiöse Problem anbelangt, so behandelt Rabelais im *Gargantua* eine Frage, die er gründlich kannte: das Mönchtum. Und er tut es nicht bloß durch wohlfeilen Spott, sondern er steigt dabei zum positiv Grundsätzlichen hinab. Eine der ersten Kriegstaten der Horden Picrocholes ist nämlich die räuberische Weinlese im Rebberg der Abtei von Seully. Der entsetzte Abt ruft die Mönche zum Kapitel zusammen und man beschließt, mit Kreuz und Fahne und frommen Gesängen diese Kirchenplage abzuwenden. Ein einziger Mönch: Frère Jean des Entommeures ist anderer Meinung. Statt den Hymnus *Contra impetum inimicorum* zu singen packt er den kräftigen Schaft eines Kreuzes, schürzt sein Gewand und fährt unter die Feinde wie ein Simson. *Treze mille six cens vingt et deux* schlägt er *mausetot, sans les femmes et petitz enfans cela s'entend toujours*. Dieser frère Jean ist das Ideal das sich Rabelais unter einem wahren Mönche vorstellte: er verzehrt sich nicht in asketischem Jammer oder kontemplativem Müßiggang: er ist tapfer, arbeitsam und fröhlich. Seine einzige Schwäche ist nicht etwa das weibliche Geschlecht, wohl aber die Küche. Das Essensglöcklein bringt den Wackern in die größere Ekstase als die herrlichste Kirchenmusik. Frère Jean stimmt durchaus bei, da Grandgousier in kühnen Worten die Gläubigen statt an die vermittelnden Heiligen direkt an ihren göttlichen Herrn verweist und da er an die Stelle der nutzlosen Wallfahrten ein ehrbares, arbeitsames und gottesfürchtiges Leben zu Hause vorschreibt. Bruder Jean ist es auch, der das berühmte Idealkloster: die Abtei von Thélème gründet. Was Rabelais bei seinem Mönchsleben am meisten gedrückt hatte, war der Zwang. Dass er täglich sein genau vorgeschriebenes Quantum beten musste, war ihm widerwärtig. Das Grundprinzip, auf das sich seine ganze Pädagogik aufbaut und das nun ebenso der Abtei von Thélème zugrunde liegt, ist die *Freiheit*. Wie *Gargantua* bloß turnen oder studieren muss bis er genug hat, so soll er es auch mit dem Gebete halten. Denn — und damit scheidet sich Rabelais nicht bloß von der Mönchsaskese, sondern nicht weniger scharf von Calvin und seiner starken Betonung der Erbsünde — die *Natur* des gesunden und normal veranlagten Menschen ist *gut* und treibt ihn von selbst zum Rechten und Tüchtigen. In das Idealkloster dürfen keine körperlich oder geistig Missgestalte-

ten eintreten, keine Hypokriten, Wucherer oder Gesetzesverdreher: sondern bloß [gerad gewachsene, edle, gute Menschen: Männer wie Frauen, die ihre reine Natur zu schönen und löblichen Werken antreibt. Und für diese lautet der Wahlspruch: „Fay ce que voudras“ nicht als eine Aufforderung zum Müßiggang, denn sie tun frei und von sich aus das Rechte.

Rabelais hatte keineswegs die Absicht, in seinem „Idealkloster“ ein realisierbares Projekt aufzustellen. Während Frère Jean ausdrücklich ob seiner Arbeitsamkeit als ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft gelobt wird, bestehen die Taten und Verrichtungen der Bewohner von Thélème lediglich in ritterlichen Spielen, der Jagd und ähnlichen vornehmen Sportleistungen. Es sind zu einem guten Teil einfach die paradoxen Gegensätze zu den Vorschriften des Mönchslebens, die hier Geltung haben sollen: statt der Armut — prunkvolle Lebensführung, statt des Gehorsams — völlige Freiheit, statt der Keuschheit aber nicht die Liederlichkeit, denn die Frauen hausen gemeinsam und abgesondert von den Männern, wohl aber die Erlaubnis, jederzeit aus dem Kloster auszutreten und sich zu verheiraten. Statt der großen gemeinsamen Klosterkirche besitzt zu Thélème (wiederum als Gegensatz) jedes Gemach seine gesonderte Privatkapelle, allein auf der langen Programminschrift, welche die Fassade des Gebäudes schmückt, stehen, was man gewöhnlich übersieht, die bezeichnenden Worte:

Contre l'hostile erreur, qui tant postille
Par son faux stile empoizonner le monde,
Entrez, qu'on fonde icy la foy profonde,
Puis qu'on confonde, et par voix et par rolle
Les ennemys de la sainte parolle:
La parolle sainte
Jà ne soit extaincte
En ce lieu très saint;
Chascun en soit ceinct;
Chascune ayt enceincte
La parolle sainte.

Wenn man in Frère Jeans Kloster eine epikuräische Stiftung sehen will, so ist es ein gründlich christlicher und sittenreiner Epikuräismus. So schimmert auch durch die paradoxe Erfindung der Abbaye von Thélème das Programm der Mehrzahl der französischen Humanisten: harmonische Ausbildung von

Leib und Seele und persönliches, weder orthodox katholisches noch calvinistisches, sondern freies fröhliches Christentum.

* * *

Das dritte Buch des Romans, 1546 herausgekommen, schlägt ganz aus der eingeschlagenen Richtung. Es ist wie Lefranc erkannte, bloß ein Kapitel aus dem uralten Kampf zwischen den beiden Geschlechtern: der Querelle des femmes. Gerade in jenen Jahren von 1540 weg war durch den neu erweckten Platonismus der Zwist um die ethische und soziale Stellung der Frau besonders aktuell geworden. Die Einen übertrieben ihre gute Sache von der edeln, sittigenden Kraft des Weibes durch eine gänzliche Spiritualisierung der Liebe und durchtränkten ihre Verse mit den wehleidigen Seufzern Petrarcas und noch mehr seiner Nachtreter. Die andern übertrieben ihre gesunde Ansicht von der naturnotwendigen Sinnlichkeit, die sich der Liebe beimischt, indem sie die Weibertreue als etwas fast Unmögliches, Übermenschliches verlachten und die uralten Stoffe vom getäuschten Ehetölpel ausschrieben.

So handelt denn das dritte Buch von Rabelais Werk davon, ob sich Panurge verheiraten soll und noch mehr, ob ihm dabei das Los des gehörnten Ehemannes warte. Von einer Autorität zur andern pilgert der Wackere, beruft einen Theologen und einen Arzt zum Mittagessen, befragt alle Orakel, interpelliert die Klugen und die Thoren und überall wird ihm derselbe Bescheid: tu seras cocu. So bittet er schließlich Pantagruel, nach dem Oracle de la dive bouteille beim Cathay zu reisen und als oberste Instanz die Sybille Bacbuc — die Flasche — zu befragen. Mit den Vorbereitungen für die Reise schließt das Buch. Rabelais Tiers livre wurde von den Zeitgenossen sofort als frauenfeindlich empfunden. Und es ist wahr, dass in diesem, dem gelehrtesten seiner Bücher, die Frauen als grenzenlos unbeständig, gebrechlich und von Natur aus sinnlich geschildert werden und dass dem zufolge die Enthaltensamkeit als eine wahre Heldentat gepriesen wird. Andererseits lauten aber manche seiner Aussprüche so zart und verständnisvoll für die ehrbaren Gefühle der tüchtigen Frauen, dass man die gegenteiligen Behauptungen nicht allzu tragisch nehmen darf. Sie sind im Grunde oft paradoxe Über-

treibungen und einfach schlechte Witze. Dabei zeigt sich dieselbe Tatsache wie bei Boccaccio, dass nämlich gerade die größten Spötter in ihrem Innersten die strengsten Sittenrichter sind: denn gleich wie dem Toskaner jeder Gedanke an Frauenemanzipation fern steht, so will auch Rabelais die Eheschließung der Kinder durchaus in den Händen der Eltern wissen! Sein ingrimmiger Fluch gilt den pflichtvergessenen Töchtern und Söhnen, die sich heimlich ohne das Wissen der Eltern vermählen und den Mönchen, die ihnen dazu behülflich sind.

* * *

Nach diesem langen Exkurse des dritten Buches bildet das vierte die logische Fortführung der beiden ersten: Pantagruel sticht in See, um das Oracle de la dive bouteille über das künftige Ehegeschick Panurges zu befragen. Es ist abermals das Verdienst Abel Lefrancis, Licht in die Scheinbar tollten Phantasien dieser Seereise gebracht zu haben¹⁾. Wie Rabelais der ersten Fahrt nach Utopien den Seeweg Vasco da Gamas unterlegt hatte und dem Projekte der zweiten die kürzeste Route nach Indien zwischen den beiden Kontinenten Amerikas hindurch, so lässt er seine Helden nun nach dem Oracle der Bacbuc ausziehen auf der Spur der französischen Entdecker Jacques Cartier, Jean Fonteneau und Robertval: durch die vielgesuchte Nordwestpassage. Pantagruel und seine Genossen ziehen aus mit dem Piloten Jamet Brayer und dem Berater Xenomanes, unter denen sich die Gestalten Cartiers und Fonteneaus verbergen und fahren nach Kanada, das die französischen Könige im Wettlaufe der Kolonisation mit Spanien und Portugal entdeckt und besetzt hatten. Manche Anhaltspunkte beweisen die Richtigkeit dieser Annahme. Unter der dreieckigen Insel Medamothi, auf welcher die Reisenden zuerst anlegen, verbirgt sich Neufundland. Dort kaufen sie einen tarare, das heißt ein Renntier. Auf der Ile des Alliances treffen sie Menschen von roter Hautfarbe und winzigen Nasen in der Form des Trèfle-asses: es sind Rothäute und Eskimos, deren Typen der Schriftsteller zu einem einzigen Menschen-schlage vereinigt hat. Unter der freundlichen Landessitte, die Frauen und Töchter des guten Königs Panigon zur Begrüßung

¹⁾ *Les navigations de Pantagruel*. Paris, Leclerc, 1905.

zu küssen, steckt das völlig gleichlautende Abenteuer, das Cartier in seinen Memoiren erzählt. Schließlich wird auch noch ein schreckliches Meerungetüm erlegt, der Physète: es ist ein Wal-fisch, den Pantagruel harpuniert. Neben diesem realen Boden der nationalen und politischen Aspirationen Frankreichs ergeht sich aber Rabelais in tausend lustigen Erfindungen, die bald den alten Autoren, bald der zeitgenössischen Geschichte, bald seiner eigenen nimmermüden Phantasie entstammen.

So fährt man an der Heldeninsel vorbei, auf der die Heroen der Vorzeit hausen, oder es fallen gefrorene Worte aufs Deck, die auftauen, oder die Reisenden legen auf dem Eiland der Chicamous an: diese letztern sind die Richter- und Gerichtsdienner, die hier ausschließlich von den Prügeln leben, die ihnen in Frankreich bei der Eintreibung der Bußgelder reichlich zuteil zu werden pflegten. — Dann aber setzt die vehemente Satire wieder ein, und zwar ist sie gegen den Papst, gegen die Mönche, gegen das Prinzip der christlichen Askese selbst gerichtet. Nachdem Pantagruel als schlimmes Vorzeichen ein Schiff voll von Mönchen jeden Gefieders begegnet, die zum Konzil von Trient fahren, folgt darauf richtig ein furchtbarer Seesturm, dem sie bloß mit Mühe entkommen. Sodann landen sie auf der Insel der Pöpstler der Papimanes. Kein Protestant hat je eine blutigere Satire ersonnen über den apostolischen Stuhl und seine Jurisdiktion. Der wahre Herrgott dieser Papimanes ist der heilige Vater zu Rom, ce dieu en terre, ihr Evangelium sind die hochheiligen päpstlichen Dekretalen: durch die, fügt Rabelais ingrimmig bei, l'or est subtilement tiré de France en Rome. Ferdinand Brunetièr hat auf das sicherlich nicht zufällige Zusammentreffen hingewiesen, dass zur gleichen Zeit, da Rabelais diese Satire schrieb, auf dem Tridentiner Konzil die französische Krone gegen die päpstlichen Einnahmen aus Frankreich wettete.

Es liegt in dieser Episode aber noch eine viel höhere grundsätzliche Bedeutung: die bittere Verurteilung der irdischen Machtstellung des Papstes bildet die Einleitung zu der tiefstinnigsten Allegorie von Rabelais ganzem Werk. Ein grotesk mittelalterlicher Kampf zwischen dem Fastenriesen Caresemeprenant und dem Heere der Fleischspeisen, die unter dem Regiment der Reine des Andouilles stehen, der Besuch auf der Insel des Messer Ga-

ster geben dem Dichter Gelegenheit, die Grundgedanken seiner Philosophie über das Wesen der menschlichen Natur, ihre Stellung zum religiösen Zwang und zur geistigen Freiheit darzulegen, und zwar noch viel kühner und offener, als es in der Abtei von Thélème geschehen war. Für Maître François liegt der innerste Lebensimpuls der sämtlichen Kreatur, der machtvolle Ansporn zum Bau der ganzen menschlichen Gesellschaft, der Kunst, des Handels, der Kriege: in der bitteren Notwendigkeit des täglichen Broterwerbs. Der knurrende Magen, Messer Gaster, ist der eigentliche Herr der Welt: aber ein Herr, aus dem man weder Geister ziehen soll (wie die Bauchredner), mit dem man noch viel weniger einen abgöttischen Kultus treiben soll wie die verächtlichen Gastro-lâtres. Messer Gaster liegt in unserer menschlichen Natur und diese ist gut und edel. Unser ganzes Leben ist in den großen Dualismus von Physis und Antiphysis, von Natur und Widernatur gespannt. Die Kinder der gütigen im Überflusse spendenden Natur sind die Schönheit und die Harmonie: und so dürfen wir Rabelais auslegen — die Lebensfreude, die freie humanistische Wissenschaft, das reine Evangelium, die Toleranz. Die Nachkommen der Antiphysis, der Unnatur, aber sind Amodunt und Discordance — Maßlosigkeit und Zwietracht: für Rabelais jeder religiöse Zwang, die päpstlichen Dekretalen und die ganze kirchliche Hierarchie, die Mönchsaskese mit ihren Fasten und Kasteiungen, wie die enge Lehre Calvins, die sämtliche Scholastik, les Matagotz, Cagotz et Papelars, les maniacles Pistolets, les démoniacs Calvins imposteurs de Genève, les enraigéz Putherbes, Briffaulx, Caphars, Chattemittes, Canibales et aultres monstres difformes et contrefaits en despit de nature.

So verleugnet François Rabelais auch im Jahre 1552, kurz vor seinem Tode, nachdem er so mannigfache Verfolgungen erduldet, die Gedanken nicht, die wir in der Abbaye de Thélème sahen, und fern davon, wie man es behauptet hat, die bestehenden Gewalten schlau zu schonen, legt er sein innerstes Denken in wahrhaft grandioser Weise offen dar. Den Schluss dieses ganzen Romanes sollte in einem fünften Buche die Ankunft bei Bacbuc bilden. Er kam aber nicht dazu, es selbst zu vollenden, und so erschien 1562 unter seinem Namen ein recht unregelmäßiges Werk: *L'isle sonnante*. Der allgemeine Gang von Ra-

belais Reise ist darin so konsequent durchgeführt und manche Episoden, wie die Schilderung der Schelleninsel, wo unter dem Gewande von Vögeln die katholische Geistlichkeit vom Papste bis hinab zu den kleinsten Clergaux verspottet wird, so echt rabelaisisch, dass wir unbedenklich darin die Hand des Meisters selbst zu erkennen glauben. Daneben finden sich wieder so schwache Partien, dass man diese — in freier Auswahl! — gleichwie die Anspielungen auf Ereignisse, die nach Rabelais Tode stattfanden, der Hand des ordnenden und vollendenden Herausgebers zuschreiben darf. Die gelungenste Episode ist der Schluss. Wie die Reisenden endlich zum Orakel der Sibylle Bacbuc gelangen und ihr die beängstigende Frage über das künftige Eheschicksal von Panurge vorlegen, da gurgelt als der Weisheit tiefster Schluss aus dem weißsagenden Quelltrichter das Wort: Trink!

* * *

Wir sehen aus alledem, dass sich François Rabelais zu einer harmonischen Weltauffassung durchgekämpft hat. Versuchen wir nochmals zusammenfassend festzustellen, welche Rolle den beiden großen Geistesströmungen seiner Zeit, dem Humanismus und der Reformation dabei zukommt.

Die größte Gabe von Rabelais reichem Geiste war der helle gesunde Menschenverstand: er lehrte ihn in allen Dingen das weise Maß. Wohl kämpfte Rabelais gegen die Sorbonnages und die ganze scholastische Wissenschaft, wohl empfand er als Humanist tief die Schönheit der griechischen und römischen Dichter und Philosophen: aber sein gesunder Menschenverstand hielt ihn davon ab, den freien Blick für die Gegenwart zu verlieren und *ein Narr des Altertums* zu werden.

An die Stelle der tullianischen und livianischen Musterreden, die er im Pantagruel noch hie und da vorbringt, treten in den fortschreitenden Büchern immer weniger die *Worte* und immer mehr die *Gedanken* des Altertums. Sein großer Meister ist Erasmus, wie aus jenem schönen Briefe aus seiner ersten Lyonerzeit hervorgeht, dessen Autograph die Zürcher Stadtbibliothek aufbewahrt. Sein gesunder Menschenverstand leitet ihn auch darin, dass er im Gegensatz zu der großen Mehrzahl der übrigen Humanisten in der Pantagrueline Prognostication die gesamte Astrologie als

puren Schwindel erklärt und darlegt: *Tenant doncques pour certain, que les astres se soucient aussi peu des Roys comme des gueux, et des riches comme des maraux . . .*

Die Humanisten des sechzehnten wie des fünfzehnten Jahrhunderts, wenn sie einig waren im Angriff auf die entartete Scholastik, gingen weit auseinander, was die politischen und religiösen Ansichten anbetrifft. Alle wollten sie wohl eine Reform der Kirche: die einen unter der absoluten Oberhoheit des Papstes wie Guillaume Budé, andere in der strengen Form des Calvinismus, die dritten in einer gallikanischen Landeskirche. Aber zwischen den Extremen der katholischen Orthodoxie und des Calvinismus war sehr wohl eine echt christliche Mittelstraße möglich, und auf ihr wanderte François Rabelais. Was er an der katholischen Kirche verurteilt, ist der Zwang des Mönchstums, ist der Heiligenkult und die Wallfahrten, ist die hierarchische und juristische Präpotenz des Papstes: ist vor allem die Messe und die Mittlerstellung des Priesters. All das ist Antiphysis, ist Unnatur. Nicht weniger verhasst aber ist ihm wegen desselben Zwanges die strenge Lehre Calvins.

Seine Religion ist ein *freies*, bloß auf das Evangelium gegründetes, *persönliches* und *fröhliches* Christentum. Seine Natur befolgt den Leitsatz „Fay ce que voudras“ dahin, dass sie von sich aus nach dem Rechten und Tüchtigen strebt, weil sie von sich aus frei und edel ist. Es ist klar, dass eine solche Auffassung niemals den Ausgangspunkt für die praktische Durchführung einer Kirchenreform, die Loslösung von Rom, die Aufrichtung einer eigenen neuen Kirche hätte bilden können. Die Reformatoren durften nicht utopistisch auf die Güte der menschlichen Natur spekulieren und das Motto von Thélème „Fay ce que voudras“ als höchstes Gesetz aufstellen; sie mussten nicht weniger harte Fesseln als die alten auferlegen, wenn etwas Dauerhaftes und nach außen Geschlossenes entstehen sollte. Allein andererseits zeigt gerade das Beispiel von Rabelais, dass man sehr wohl die Grundlagen der evangelischen Bewegung: das humanistische Schriftprinzip wie das rein persönliche Christentum durchaus annehmen und gleichwohl in keines der damals dogmatisch formulierten Bekenntnisse passen oder eintreten konnte. François Rabelais war weder ein Heide in der Gestalt eines skeptischen,

atheistischen Epikuräers oder eines antikisierenden Schöngeistes, sondern ein *freier Christ in unserm modernen Sinne*. Er hätte mit viel mehr Recht und im tiefsten und freiesten Sinne die Verse sagen können, mit denen Clément Marot die Versicherung orthodoxer Rechtgläubigkeit einleitete:!

Point ne suis luthériste
Ne Zuinglien, et moins anabaptiste:
Je suis de Dieu par son fils Jesuchrist. —

ZÜRICH

E. WALSER



AUF DEM DAMPFSCHIFFSTEG

Ja, ich hab' es gerne,
Durch die Nacht am See zu streifen,
Grün am Himmel flimmern Sterne,
Uferlichter ziehn in Spiegelschleifen
Auf dem Wasser Feuerwege.

Und ich steh' auf hellem Stege,
Atme frische Frühlingsluft,
Träume im Zigarrenduft,
Mache Märchen, und in leisen
Sängen ruht sich meine Seele aus.
Bin ich hier nicht wie zu Haus?
Ach, nun sind die wilden Reisen
Und die Stürme abgetan.

In der Stille rührt mich an
Sanft ein Hauch von feuchtem Flieder,
Und ich möchte rein und gut
Die gelösten müden Glieder
Schenken der geliebten Flut.

JOSEF HALPERIN

